

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 1

Artikel: Die Inschrift
Autor: Ginzkey, Franz Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liche Abfahrten. Nach dem Mittelmeer führen 28 Linien, nach Großbritannien und Irland 22, nach Nordamerika 21, nach dem fernen Osten 18 Linien u. s. f.

Wo der Überfluß an Gütern aller Art die Errichtung vieler Schiffahrtslinien zeitigte, hat der Exporteur die Sicherheit, daß seine Güter bei den zahlreichen Abfahrten in einem Minimum von Zeit verladen werden. Eine weitere Folge der vielen Abfahrten bildet der Wettbewerb der Reeder, wodurch niedrigste Frachtsätze erzielt werden. Da die Abfahrten der Schiffe regelmäßiger Linien an bestimmten Tagen erfolgen, kann die Industrie ihre Sendungen entsprechend abfertigen. Sieht eine Reederei voraus, daß noch Schiffsraum zur Verfügung bleibt, so unterbreitet sie Angebote zu herabgesetzten Frachtsätzen, um zu ermöglichen, daß das Schiff vollgeladen abfährt.

Eine wesentliche Ursache für die Billigkeit der Fracht ist der Tonnengehalt der Schiffe. Die Unterhaltskosten eines Schiffes von 5000 oder 8000 Tonnen sind relativ größer als diejenigen eines Schiffes von 15 000 Tonnen. „Großes Schiff, billiges Schiff.“ Der Unterhalt steht also im umgekehrten Verhältnis zur Tonnenzahl. Die Durchschnittstonnenzahl der Schiffe beträgt für Antwerpen 1860, für Hamburg 1250 und für Rotterdam 1420. Überfluß und Verschiedenheit der Frachtgüter bedingen es, daß die sogenannten „outsiders“ oder „tramps“ den regelmäßigen Linien scharfe Konkurrenz machen. Die Folge ist ein Tarifkrieg, der für den Industriellen, den Kaufmann und den Verbraucher von großem Vorteil ist. Dieser Konkurrenzstreit bleibt nicht ohne Ein-

fluß auf die Frachtsätze der Konkurrenzhäfen, da die andauernde Senkung der Frachtpreise auch auf dieselben überschlägt.

Die billigen Frachtsätze ermöglichen es, mit weitentfernten Häfen zu konkurrieren. Ein gutes Beispiel liefert die Schweiz mit dem nächstgelegenen Hafen Genua. Obgleich die Luftdistanz Chiasso-Genua nur 160 Kilometer beträgt, sendet die Schweiz sehr viele Güter nach dem in der Luftdistanz 470 Kilometer von Basel entfernten Antwerpen! Aus Gründen der Billigkeit werden Güter, deren natürlicher Weg der Rhein ist, nach Antwerpen versandt, statt nach Rotterdam. Die großen Industriezentren der Ruhr, von Luxemburg, Elsaß-Lothringen, Süddeutschland und der Schweiz sind aus denselben Gründen zum erweiterten Hinterland des Hafens von Antwerpen geworden. Für den Industriellen ist es öfters vorteilhafter, seine Sendungen über Antwerpen zu leiten, als über Hamburg, da, abgesehen von den billigeren Zufahrtspreisen, die Hafenumkosten niedriger sind, und infolge der zahlreichen Abfahrten Lagerungskosten erspart bleiben. Aus diesen Gründen müssen Schiffe deutscher Linien in Antwerpen anlegen, um Güter zu laden, die ihnen in Hamburg und Bremen entgehen.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß Antwerpen mit Vertrauen in die Zukunft blicken kann. Trotz Verträgen, Tarifen, Zöllen, trotz mannigfacher Hindernisse und vorübergehenden Verfalls hat die Scheldestadt nach jeder Krisenperiode ihren Wohlstand und ihre Blüte in kurzer Zeit wiedergefunden und sich zu einer Spitzenstellung auf dem Kontinent emporgearbeitet.

Dr. Walter Leemann.

Die Inschrift.

Erzählung von Franz Karl Ginzley*.

In einem feithabgelegenen Dörfchen Thüringens lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein alter, einsamer, fast gänzlich erblindeter Mann namens Thomas Leuthold, der von der Gemeinde eine ihm nur widerwillig gespendete Pfründe bezog und damit den trüben Rest seiner Tage fristete. Eines Morgens erschien der Bürgermeister höchstselbst mit der hastigen Frage vor ihm, ob er, Thomas Leuthold, in jungen Jahren als fahrender Malergefelle nicht auch in Schottland gewesen und dort auf einem

Landhause in der Gegend von Glasgow bei der Wandausmalung etlicher Zimmer mitgewirkt habe.

Der Alte konnte dies, nach einigem Nachsinnen, wohl bejahen und meinte, er besitze sogar noch ein altes Arbeitsbuch, worin der schottische Meister, bei dem er damals in Diensten gestanden, ihm seine Leistung bestätigt habe, worauf der Bürgermeister ihm in großer Erregung eröffnete, es sei nun kein Zweifel mehr darüber, daß er, Thomas Leuthold, der alleinige Erbe eines ungeheuren Vermögens geworden sei.

* Der bekannte, in Salzburg lebende Dichter feierte am 8. September 1931 den 60. Geburtstag.

Der Alte saß eine Weile mit geschlossenen Augen, als blende ihn das Licht dieser Möglichkeit, man sah nur am Zittern seiner Hände, wie stark ihn die Kunde beschäftigte. Der Bürgermeister aber, für den der bisher so mißachtete und unbequeme Mann plötzlich zu etwas sehr Bedeutsamem, ja Ehrfurchterweckendem emporgewachsen war, sprach unablässig auf ihn ein, erklärte ihm die märchenhafte Höhe der Summe, des Bargeldes, der Latifundien und Liegenschaften und hob zugleich hervor, es handle sich, wie der Notar aus Schottland ihm schriftlich mitgeteilt, um den letzten Willen einer alten adeligen Dame, die vor kurzem auf dem früher besagten Landhause gestorben, weder nahe noch entfernte Verwandte hinterlassen und ihn, Thomas Leuthold, ohne Angabe weiterer Gründe zu ihrem Universalerben eingesetzt habe.

Dem alten Leuthold war vorerst so wirr im Kopf, daß er noch keinerlei Zusammenhang zwischen sich und dem unerhörten Ereignis zu finden vermochte. Erst allmählich fiel ihm ein, daß er damals auf dem Schlosse einem jungen Fräulein begegnet war, der Tochter des Gutsherrn, die ihn einige Male freundlich angesprochen, ihm bei der Arbeit zugeesehen und durch ihre Schönheit, ihre Güte und Leutseligkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ja, er hatte sich, wenn er's so nennen durfte, sogar ein wenig in sie verliebt, doch nur im verschwiegensten Grunde seines Herzens sozusagen, ohne den Mut, ohne die Möglichkeit, es jemals auszusprechen. Denn, wie hätte er, der arme Zimmermalergeselle, sich erlauben sollen, dem schönen vornehmen Geschöpf, das durch Welten von ihm getrennt war, von seinen Gefühlen zu sprechen? Ja, und nun entsann er sich auch, daß er den Auftrag erhalten hatte, ihr Mädchenzimmer auszumalen und daß sie damals besondere Wünsche geäußert und mit deren Ausführung auch zufrieden gewesen war. Nach Vollendung seiner Arbeit hatte er mit dem Meister dann das Schloß verlassen, war weiter durch die halbe Welt gewandert und hatte des Vorfalles kaum noch gedacht.

Hiemit war alles gesagt, was er noch wußte, er hatte der Märchenhaftigkeit des Falles sonst nichts mehr entgegenzustellen.

Die Kunde von dem plötzlichen Reichtum des alten Leuthold hatte sich indessen rasch im ganzen Orte verbreitet, alles lief herbei und beglückwünschte ihn und ließ es zugleich an mehr oder minder versteckten Anspielungen nicht feh-

len, daß er nunmehr auch selbst der Bedürftigen im Orte gedenken und sich auch seinerseits als Wohltäter erweisen werde.

Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis alle Formalitäten erledigt waren und Leuthold wirklich in den Besitz des Vermögens kam. Er wurde dabei von einem klugen Rechtsanwalt aus der Nachbarstadt belehrt, der sich des seltsamen Falles rasch bemächtigt hatte. Auf seinen Rat verließ Leuthold das Dorf, dessen Pfarre und Armenhaus er mit einer hohen Spende bedachte, und siedelte in die kleine Nachbarstadt über, wo sein Anwalt ihm bereits ein schönes Bürgerhaus erworben hatte. Er wußte im übrigen den ihm vom Himmel gefallenem Reichtum mit Würde und Geschmack zu tragen, tat viel des Guten, war allseits geachtet und beliebt und als er, nach etlichen Jahren, nun bereits völlig erblindet, starb, folgte seinem Sarge ein stattlicher Zug von nachdenklichen und betrübten Mitbürgern. Sein ganzes Vermögen hatte er, der niemals Weib, noch Kind und auch keinerlei Anverwandte besessen hatte, den wohlthätigen Vereinen der Stadt, vor allem aber den Blindenhäusern des ganzen Landes vermacht, denn er hatte an sich selbst genugsam erfahren, was Entbehrung des heiligen Lichtes bedeutet.

Dies ist die Geschichte des Thomas Leuthold, sie hat sich durch Jahrzehnte in der Gegend erhalten und oft noch, wenn die Bürger und Bürgerinnen plaudernd um die abendliche Lampe saßen, wurde sein Fall besprochen und zu deuten versucht, und meist, was ja naheliegend war, auf ein festes Liebesabenteuer seinerseits mit der schönen Gräfin geraten, das der diskrete Alte nur nicht eingestehen wollte.

Der Vorfall wurde jedenfalls niemals aufgeklärt, alle Deutung fuhr ins Leere und es tritt nunmehr der Dichter auf den Plan. Indem er darauf verweist, daß Dichtung und Wahrheit Geschwister sind, neigt er das Ohr dem Wirbel der Dinge zu und erkennt die einzige Möglichkeit.

Mabel, so hieß die Tochter des Schloßherrn, war mit ihren sechzehn Jahren noch ein rechtes Kind. Doch war sie sehr klug und von einer erstaunlichen Lernbegierde und voll Neugier für alles, was um sie her vorging. So hatte auch die Arbeit der Zimmermaler ihre Aufmerksamkeit erregt. Es war lustig und lehrreich, zu sehen, wie die alten verwitterten Wände peinlich sauber übertüncht, aus den wunderbar leuchtenden Farbtöpfen frisch übermalt und so-

dann mit den zierlichen Griesen, Rahmen und Eckornamenten versehen wurden, wie es dem Geschmack jener Zeit entsprach. Immer wieder ent schlüpfte sie der Obhut ihrer Erzieherin und stahl sich in die Zimmer hinüber, wo sie den Fortschritt der fröhlichen Arbeit verfolgen konnte. Ein schwarzhaariger langaufgeschossener Geselle namens Thomas war ihr dabei besonders aufgefallen. Er sah recht drollig aus mit seiner weißen Papiermütze auf dem dunklen Lockenhaupte. Er hatte eine erstaunliche Fertigkeit, mit der hohen Leiter unter den Beinen wie auf Stelzen zu gehen, mußte fröhliche Triller zu pfeifen und schien auch seiner Handfertigkeit wegen vom Meister besonders geschätzt zu sein. Es war aber auch verblüffend, wie gut er es verstand, ganz ohne Vorzeichnung, wie aus dem Handgelenk heraus, die zierlichsten Arabesken und phantastischsten Liniengebilde auf die Decke zu werfen. Er verkörperte hierin offenbar etwas wie höhere Künstlerschaft und schien darauf nicht wenig stolz zu sein.

Dies alles hatte Mabel rasch bemerkt und hatte bald auch wahrgenommen, daß der gute Junge jedesmal heftig errötete, sobald sie das Zimmer betrat und ihn nach seiner Arbeit fragte. Was weiblich in ihrer noch so kindlichen Seele war, bestätigte das mit einem schalkhaften inneren Lächeln. Es war vielleicht das erste mal, daß sie sich der Macht ihrer Wesenheit leise bewußt wurde, vorerst diesem drolligen Malerjungen gegenüber. Doch war sie zwischen Bewußtheit und Unbewußtheit viel zu geschmackvoll, ein grausames Spiel mit ihm zu treiben, und so mied sie es schließlich auch, ihm allzu oft zu begegnen. Sie mußte am Ende mit ihrem Vater auf einige Tage verreisen, und als sie wiederkehrte, waren der Junge und mit ihm auch die anderen fort, ihre Arbeit war zu Ende. Mabel aber freute sich der schönen Malereien in ihren Zimmern und dachte dabei auch hin und wieder des hübschen fleißigen Malergesellen. Es blieb eine Weile in ihrem Herzen ein kleines dankbares Lächeln für ihn zurück, bis die Zeit auch dieses verlöschte.

Als sie achtzehn Jahre alt geworden, verließ Mabel das heimatliche Haus und trat in die Welt hinaus, wie ihr Vater es wünschte. Ihre Schönheit, ihr Geist, die Kunde ihres großen Vermögens schufen ihr von Anfang an eine bevorzugte Stellung und ließen sie bald von vielen Bewerbern umringt sein. Mit neunzehn Jahren war sie bereits vermählt, aber ihre Ehe

war nur kurze Zeit glücklich. Sie mußte bald mit Schmerzen erkennen, an einen Unwürdigen geraten zu sein und drang auf Scheidung.

Ihr ganzes ferneres Leben war dann nichts weiter als ein Kampf mit den Dämonen, die sich dem Wege jeder schönen einsamen Frau entgegenstellen, die nicht mehr genügend vertrauen kann, um sich neuerdings dauernd zu binden und doch nicht leidenschaftslos genug ist, um auf Liebe zu verzichten. Auf ihren Reisen, die sie um die ganze Erde führten, lernte sie immer wieder Männer kennen, die für sie in Leidenschaft entbrannten und ihr zu Füßen lagen, aber ihr Herz wurde es müde, zu prüfen, ob es die Liebe war, die sie sich einst ersehnt. Aus einem Leben voll äußerem Sieg und Glanz erwuchs ihr allmählich Erschlaffung und Überdruß. Sie fühlte sich alt schon mit fünfzig Jahren und zog sich schließlich völlig vereinsamt von der Welt zurück. Sie wohnte im Winter in ihrem Londoner Palais, wo sie nur spärlich Gesellschaft bei sich sah, im Sommer auf ihrem Landsitz bei Glasgow.

Und weiterhin verging dann Jahr um Jahr, ihr Leben ward immer stiller und wunschloser, und wenn sie an den Tod dachte, erschien er ihr als gütiger Befreier. Aber auch die letzte Prüfung, mit der das Leben so manchen Sterblichen bedenkt, blieb ihr nicht erspart; es trat der Tod nicht plötzlich als ein stürmischer Freier an sie heran, wie sie ihn ersehnt hatte. In monatelangem, schwerem Siechtum vollendete er an ihr sein grausames Werk.

In ihrem Landhaus, wo sie nun lag, ruhte sie im gleichen Bette, worin sie schon als Mädchen gelegen war. Sie konnte sich vor Schmerzen nicht mehr regen und sah immer zur Zimmerdecke empor, die der sonnenhelle Ries im Garten oft widerscheinend erhellte. In den vielen, vielen Stunden, da sie sich nun selbst überlassen war, ging ihr Auge immer wieder die Decke entlang und verfolgte die krausen farbigen Linien der Ornamente, die der junge Thomas Leuthold einst in ihrer Jugend so fest und selbstbewußt auf die weiße Fläche hingezaubert hatte.

Und einmal glaubte sie mit Verwunderung wahrzunehmen, es sei inmitten der vielen bunten Verzierungen so etwas wie ein schmales Band von Schriftzügen mit eingesponnen in das Ornament. Sie bemühte sich, die krausen Lettern zu entziffern und glaubte am Ende die Worte zu lesen: „Mabel, I love you!“

Mit dieser seltsamen Kunde lag nun die Greisin allein, sie schaute ununterbrochen zu ihr hinauf, es ging wie Beschwörung von diesen wenigen Worten aus, wie magische Gewalt, die ihr sterbendes Herz mit einer fernen wehmütig-süßen Musik erfüllte. Da sie früher nichts von ihnen gewußt hatte, erschienen sie ihr als eine neue Offenbarung, als Überraschung, als freudiges Geschenk mit all dem Zauber des Unerwarteten. Sie waren unverkennbar da, diese Worte, sie wichen nicht von der Stelle, sie riefen unausgesetzt zu ihr herab: „Mabel, I love you!“ —

War es wirklich so, daß der verwegene Junge dies damals geschrieben oder träumte und täuschte nur das Fieber in ihr das Ornament zu scheinbarer Schrift vor? Und hatte er dies einst wirklich geschrieben, so mochte er es längst vergessen haben, es war ein toller Scherz, nicht mehr, eines Zimmermalers Künstlerlaune!

Doch nicht, was aus den Empfindungen wird, ist das Entscheidende, sondern was sie im Augenblick des Erlebens bedeuten. Für die sterbende Greisin waren diese Worte: „Mabel, ich liebe dich!“ wie ein süßes Geschenk, wie ein Ruf aus anderen Sphären, aus dem Reiche

einer ewigen, fast schon unpersönlich gewordenen Liebe. Er blieb bei ihr, dieser Gruß, sie wußte, er würde von ihr nicht weichen bis ans Ende, und es würde nun auch ihr Sterben ein anderes sein.

Sie wog die Werte des Lebens ab und erkannte: War dieser kleine Thomas Leuthold, der da nach einem Menschenalter als Letzter ihr von Liebe sprach, war er nicht eigentlich der Sieger ihres Lebens? Was war von all den vielen andern noch vorhanden, die ungleich deutlicher zu ihr von Liebe gesprochen hatten? Wo waren sie hin? Gewiß, gewiß, es war unsägliche Wohltat, die dieser ferne verschollene Thomas Leuthold ihr nun erwies. Und lag es nicht in ihrer Hand, dies königlich zu lohnen?

Hier ist die Geschichte, glaube ich, zu Ende. Nicht anders, so meine ich, ist Thomas Leuthold zu seinem Vermögen gelangt.

Er hat es, wie wir früher bereits erfuhren, den Blinden seiner Heimat vermacht. Und also wurde durch den Liebescherz eines Malerjungen, den er selbst schon längst vergessen hatte, den aber eine Zimmerdecke wohl bewahrt, für lange Zeit viel tröstendes Licht gebracht in manche menschliche Finsternis.

Beginn des Herbstes.

Ein leichter Nebelschleier streift die Flur
und macht die fernen Berge blauen;
in warmem Golde badet die Natur
noch einmal Hügel, Tal und Auen.

Dort lodert purpurn noch ein Sommermohn,
wo eh'mals prangten üpp'ge Farben,
doch in den Buchenwäldern dämmern schon
des Herbstes gluthdurchhauchte Farben.

Emil Hügli.

Auf dem Zürichsee.

Aus den Erinnerungen eines alten Zürichsee-Kapitäns (J. Maurer).

Schon von früher Jugend auf hatte ich für die Schifffahrt und besonders für den Schiffsbau ein reges Interesse. Ich wollte Schiffsbauer werden, und nach einer vorangegangenen theoretischen Vorbildung trat ich in die Schiffbauwerkstätte von Escher, Wyß u. Co., damals Neumühle genannt, ein. Der Leiter derselben, Oberingenieur Jackson, ein Engländer, galt als eine Kapazität in diesem Fache. Die Firma war im Schiffsbau damals weit berühmt. Nicht nur für sämtliche Schweizerseen, sondern auch für das Ausland lieferte die Firma die großen, schönen Dampfer, die Zeugnis gaben von Zürichs Schaffenskraft. Bereits zwei Jahre war ich in den Werkstätten tätig, als unerwartet meinem Streben ein Ziel gesetzt wurde. Ein

unheimlicher Gast hatte sich eingestellt, ein schleichendes Lungenleiden. Ich hatte mich im Stadium des Wachstums zu sehr angestrengt. Das war für mich ein herber Schlag. Der Arzt verordnete sofortigen Austritt, stets frische Luft und Ruhe. Dieser passive Zustand war für mich auf die Dauer fast unerträglich. Damals hatte man noch keine Ahnung von der eminenten Heilwirkung der Höhenluft auf diese Krankheit; man kannte die so segensreiche Einrichtung der Höhenluftsanatorien, an deren Erstellung sich jeder Menschenfreund beteiligen sollte, noch nicht, nicht einmal Davos war bekannt. Die Riviera war zu entfernt, und infolge eingetretener ungünstiger Familienverhältnisse das Geld rar. Da kam mir ein guter